

Das Sein verstimmt das Bewusstsein

Arme reiche Jugend? Die Studie der Unicef, die den Zusammenhang von Wohlbefinden und Wohlstand klären will, ist eine Statistik, die nur munter drauflos addiert.

Die Rangtabellen der Unicef über die Wohlfahrtslage von Kindern haben nicht nur Deutschland mit einem scheinbaren Paradox konfrontiert. Man erwarte, heißt es in der Studie, die sich vor allem mit Elf- bis Fünfzehnjährigen befasst, dass es einen engen Zusammenhang zwischen ihrem Wohlstand und Wohlbefinden gebe. Für mehr als die Hälfte der untersuchten neunundzwanzig Länder gilt das auch. Doch die deutschen Kinder sind bei hohem Wohlstand (Platz 6) ziemlich unzufrieden (Platz 22), während die griechischen bei geringem Wohlstand (Platz 25) recht gut gelaunt (Platz 5) sind. Ähnlich sonnigen Gemüts sind die Spanier, Italiener, Letten und Esten, unterproportional hingegen schlägt sich der relative Wohlstand auch bei Luxemburgern, Kanadiern und Polen nieder.

Wie lassen sich diese Fälle aufklären? Woran liegt es, wenn das Sein das Bewusstsein nicht bestimmt? An einer Nord-Süd-Mentalitätsdifferenz jedenfalls nicht. Genauso wenig geben die Daten etwas für den Schluss her, die mitgeteilte Zufriedenheit manifestiere sich umgekehrt in passenden Handlungen. Einen Spitzenplatz im Bereich der „objektiven“ Gesichtspunkte nehmen die Deutschen beim Thema Gewalt ein. Nirgendwo sind Kinder so wenig in körperliche Auseinandersetzungen verstrickt wie hierzulande. Negative Höchstwerte erzielen in dieser Rubrik Spanien und Griechenland, was aber nicht aufs dortige Befinden durchgreift. Umgekehrt sind die finnischen Jugendlichen recht zufrieden, leben indes viel ungesünder, essen beispielsweise von allen am wenigsten Obst, und nur noch die Litauer zwischen elf und fünfzehn sind öfter betrunken als sie. Die griechischen Kinder wiederum sind bei auffälligem Übergewicht zufrieden, die niederländischen noch mehr, obwohl oder weil sie die schlankesten sind.

Obwohl oder weil. Vermutlich spielt es eine Rolle, aus welchen Gründen man mehr oder weniger isst, trinkt oder gut in der Schule ist. Vermutlich sind auch Erwartungshaltungen ausschlaggebend, wenn das Bewusstsein Urteile über das Sein bildet. Fatalismus kann darum stimmungsauffellend wirken und umgekehrt Gerechtigkeitsinn die Weltsicht eintrüben. Von den Puritanern hat uns einst Max Weber erzählt, sie hätten sich ganz gern gequält – aber was hätten ihre Kinder dann wohl auf einer Skala der „Life Satisfaction“ von 0 bis 10 angekreuzt? 0 für die Qual oder 10, weil sich ihr hinzugeben ein gutes Gewissen machte? Die einen empfinden Streit als Ausdruck von Lebendigkeit, die anderen leiden darunter.

Oder, um ein Beispiel aus der Studie zu nehmen: Es finden nur fünfzig Prozent aller französischen Jugendlichen leicht, mit ihren Vätern zu sprechen – ein spektaku-

lär niedriger Wert, verglichen mit mehr als achtzig Prozent Niederländern oder drei Vierteln aller Rumänen. Doch liegt das daran, dass die Väter schweigsam, ständig abwesend oder uninformativ sind? Die Isländer sind übrigens die Einzigen, bei denen die Väter, was kommunikative Erreichbarkeit angeht, nicht völlig von den Müttern abgehängt werden.

Das lässt eine weitere Relativierung der Rangtabellen hervortreten. Zufrieden im Vergleich womit? Mit dem, was man sich vorstellen kann, mit dem, was einem eingeredet oder vorgehalten wird, mit dem, was unter den waltenden Umständen möglich erscheint, mit den Nachbarn? Die bloßen Zahlen sind diesseits einer Klärung solcher Fragen, die selbst nicht mittels Ankreuzen von Skalen zu bewirken sein wird, wenig mehr als ein Rorschachbild, in das man jede Art von Nationenstereotyp oder Kulturpessimismus hineinlesen kann. Es ist dann wie mit den Pisa-Daten, von denen sich auch jeder in dem bestätigt fühlte, was er schon vorher wusste, zum Beispiel, dass „die“ Kinder schon recht haben, unglücklich zu sein in einer so schlimmen Gesellschaft; nur dass es die holländische Jugend nicht gemerkt hat.

Dabei sind selbst die Informationen über das objektive Wohlbefinden, je näher man sie anschaut, desto subjektiver. Nicht nur, weil angenommen wurde, dass Faktoren wie die Armutsrate, die Zahl der Internetanschlüsse, die Üblichkeit von drei Mahlzeiten am Tag oder der Anteil an Teenagerschwangerschaften alle gleich in die Lebensqualität eingehen oder sie ausdrücken. Wie willkürlich die Platzvergabe ist, sieht man etwa daran, dass die Deutschen bei der Bildung jetzt vor den Finnen liegen, weil nicht nur Pisa-Erfolge, sondern auch die Jugendarbeitslosigkeit und die Teilnahme an vorschulischer Erziehung – in Finnland am geringsten von allen Ländern – mitgezählt wurde.

Doch das „Finnland-Paradox“, dass die geringste Teilnahme an Vorschulbildung mit der höchsten schulischen Leistungsfähigkeit einhergeht, lösen die Autoren selbst auf. In Finnland herrscht Schulpflicht erst ab dem siebten Lebensjahr, weswegen dort Vierjährige meist noch nicht auf Vorschulen kommen. Ab dem vierten Jahr aber wurde gemessen. Außerdem wurde nur die Teilnehmerate, aber nicht die Qualität der Vorschulen betrachtet. Gut erklärt, aber was soll dann das Ganze?

Die Studie formuliert noch andere ihrer Grenzen. Weder der Umfang häuslicher Gewalt sei ermittelt worden noch der Grad an Kommerzialisierung und Sexualisierung des Jugendalters, ja nicht einmal der Umfang, in dem Kinder „den Medien“ ausgesetzt sind. Auch seien die ersten Jahre der Kindheit statistisch noch völlig unerfasst. An diesen Formulierungen zeigt sich der Selbstlaut der Statistik. Ein tragfähiger Begriff, wovon Wohlstand oder gar Wohlbefinden in welchem Umfang abhängt, existiert nicht, man addiert einfach nur ein bisschen drauflos. Die Begrenztheit der Befunde führt nur zum Hunger nach noch mehr Zahlen. Es herrscht die ebenso naive wie bedrückende Vorstellung, mit noch größeren Datensätzen und der Vollerfassung des Lebens am Ende doch die richtigen, politisch informativen Glücksrangtabellen produzieren zu können. Die sozialstatistische Glücksforschung ist also ihrerseits bei objektivem intellektuellem Elend mit sich und ihrer Lage sehr zufrieden. JÜRGEN KAUBE

Verschlossene Gesellschaft

Der Louvre feiert, doch das Pariser Museum hat Sorgen

GENF, 11. April Wunderschön muss Sophie Koch am Dienstagabend im Louvre Wagners Wendonck-Lieder gesungen haben. Pierre Bergé war ganz ergriffen von dem „schönen Konzert“, er lobte die Darbietung „und den Komponisten“ auf Twitter. Auch Jacques Attali war mit dabei und teilte seine Anwesenheit der Welt in 140 Zeichen mit: Ihm hatte es „Die Nacht von Strauss“ besonders angetan. Musik, wie sie für Franzosen deutscher nicht sein kann, stand auf dem Programm zu Ehren „des großen Henri Loyrette“ (Attali), dessen letzte große (und umstrittene) Ausstellung als Louvre-Direktor der deutschen Malerei gewidmet ist (F.A.Z. vom 9. April). Auch andere Besucher kamen per Tweets schon während der Abschiedszeremonie ins Schwärmen.

Loyrette hatte seine Freunde und die Republik in Person ihrer kulturellen wie politischen Elite ins größte Museum der Welt geladen. Die Rede zur feierlichen Stabübergabe hielt Staatspräsident François Hollande, der den neuen Direktor Jean-Luc Martinez ins Amt berufen hatte. Hollande lobte die zwölf Jahre unter Loyrette als Epoche großer Veränderungen. Von fünf auf zehn Millionen hatte er die Zahl der jährlichen Besucher erhöht. Den Aufbau des Louvre in der Wüste von Abu Dhabi wird Loyrette in Abstimmung mit dem Nachfolger weiterhin überwachen. „Der Louvre ist ein nationales, aber auch ein internationales Museum und in siebzug Ländern präsent“, erklärte Hollande und rief dazu auf, die „Demokratisierung“ dieses Museums weiterzuführen. Er bescheinigte Loyrette „moralische und intellektuelle Eleganz“.

Dieser wiederum bedankte sich bei Hollandes Vorvorgänger Jacques Chirac, von dem er berufen worden war. Loyrette unterstrich die Dimension des Louvre als Leuchtturm französischer Kultur. Als Direktor hat er das Mäzenatentum, aber auch die Kommerzialisierung vorangetrieben und den Louvre der zeitgenössischen Kunst geöffnet: „Wenn ein Museum das künstlerische Schaffen nicht zu stimulieren vermag, ist es dem Tode geweiht.“

Am Morgen nach dieser ziemlich geschlossenen Veranstaltung standen Tausende von Touristen, die nur das Museum besuchen wollten, abermals vor verschlossenen Türen. Die Wärtner waren in einen nicht angekündigten Streik getreten (siehe auch Bericht auf Seite 9): gegen die Taschendiebe. Deren Präsenz in den Museumsälen ist eine Nebenfolge der sozialen Kulturpolitik. Nicht die Sozialisten, sondern Sarkozys Kulturminister Frédéric Mitterrand hatte für Jugendliche bis 26 Jahren den Nulltarif durchgesetzt. Seither wird der Louvre von Roma-Jugendbänden heimgesucht, die die Besucher bestehen. Weil die Diebe minderjährig sind, werden sie nach einer Verhaftung gleich wieder freigelassen. Sie beschimpfen und bespucken die Wärtner, die deshalb bereits mehr als 150 Klagen eingereicht haben.

Die Museumsleitung sucht seit Monaten mit der Polizei nach einer Lösung des Problems. Während der Abschiedszeremonie für Loyrette, mit der sich die gebaute Republik eine willkommene Auszeit von allen Skandalen leistete, kam es nicht zur Sprache. Am Donnerstagmorgen, als die Türen wieder aufgingen, patrouillierten zwanzig Polizisten durch die Säle. JÜRGEN ALTWEGG

Feuilleton



Früher begann der Tag mit einer Schusswunde: Sebastian Koch und Katja Riemann in „Das Wochenende“.

Foto Stephan Rabold

Das war es wert, denn das ist mein Leben

Nina Grosses Film „Das Wochenende“ erzählt eine andere Geschichte der RAF

Es fängt damit an, dass man Katja Riemann nicht wiedererkennt. Dreißig Filme lang hat sie als blonde Sternschnuppe ihre Bahn durchs deutsche Kino gezogen – und jetzt auf einmal steht da eine leicht verblühte Frau mit glatten, schulterlangen braunen Haaren vor einem Berliner Literatencafé und horcht besorgt in ihr Handy. Ist das ...? Ja, sie ist es; und sie ist es nicht. Nicht ihr Klischee, nicht „Katja Riemann“, dieses Hass- und Liebesobjekt des deutschen Mainstreams. Ein Film, dieser Film, hat sie neu erfunden.

Jens, sagt die Stimme aus dem Handy, Jens komme endlich raus, nach zwanzig Jahren. Und Katja Riemann erstarrt. Wer ist Jens? Jens ist eine Figur aus einem Roman von Bernhard Schlink, „Das Wochenende“, 2008 erschienen, einem jener nach dem „Vorleser“ geschriebenen Bücher, in denen der Erfolgsautor Schlink seine Thesen zur deutschen Geschichte (hier: dem Terror der „Rote Armee Fraktion“) in Figuren gekleidet und diese Figuren in Modellsituationen (hier: einer Familienfeier) aufeinander losgelassen hat, bis alle Klärheiten (der Thesen, der Figuren, der Erzählung) beseitigt waren. Im Roman allerdings heißt er Jörg. Und das ist zum Glück nicht das einzige Detail, das die Regisseurin Nina Grosse in ihrer Verfilmung von Schlinks „Wochenende“ verändert hat.

Jens, das ist Sebastian Koch. Und auch Koch, der als Stauffenberg, als Speer, als DDR-Dichter im „Leben der Anderen“ oder als napoleonischer Marschall eine wackere Figur gemacht hat, sieht sich in diesem Film erfreulich unähnlich: Die Siegerpose ist verwelkt, die Müdigkeit geblieben. Der Mann, der da aus dem Zuchthaus kommt und wissen will, wer ihn seinerzeit an die Polizei verraten hat, hängt zwar noch an seinen alten revolutionären Sprüchen, aber mehr wie jemand, der einen Oldtimer in der Garage stehen hat, den er liebevoll putzt und regelmäßig ausfährt. Ein Schönwetter-Radikaler, trotz-kistische Spätlese. Das Einzige, was Jens außer seiner Ruhe insgeheim noch will, ist Inga: die Frau, mit der er vor zwanzig Jahren zusammen war und mit der er einen Sohn hat, über den er fast nichts weiß. Inga, die jetzt mit einem Berliner Kaffeehauskönig (Tobias Moretti) verheiratet ist. Und Inga ist Katja Riemann.

Als Jens aus dem Gefängnistortritt, wird er von Tina in Empfang genommen, seiner Schwester. Barbara Auer spielt sie, so wie sie die Mutter in Christian Petzolds „Die innere Sicherheit“ gespielt hat – und das ist der Moment, in dem sich der Film zu seiner eigenen Familientradition bekennt. „Das Wochen-

ende“ setzt fort, was Fassbinder und Petzold und später auch Susanne Schneider („Es kommt der Tag“) und Connie Walter („Schattenwelt“) begonnen haben: die filmische Verarbeitung des deutschen Terrorismus. Nicht seiner Bomben und Ballereien (wie Uli Edel in „Der Baader Meinhof Komplex“), sondern seiner Charaktere: der Menschen, die ihn erleben und überleben. Die Geschichte der totalitären Romantik von achtundsechzig, die in diesen Filmen geschrieben wird, ist ja noch nicht zu Ende, einige ihrer Protagonisten leben weiter unter uns. Als Schlink seinen Roman schrieb, hatte der damalige Bundespräsident Köhler gerade das Begnadigungsgesuch von Christian Klar abgelehnt. „Das Wochenende“ malt sich aus, was geschehen wäre, wenn er es angenommen hätte.

Sie fahren in die Uckermark: Tina, Jens, Inga und ihr Mann Ulrich. Dort hat Tina ein altes Landhaus renoviert, das sie zusammen mit Henner (Sylvester Groth) bewohnt, einem jener Salonintellektuellen, die Jens verachtet: einst Vordenker der Stadtguerilla, jetzt RAF-Historiker, Hobbyangler, Grillvirtuose. Nach dem ersten Abend, an dem sich Jens und der Selbmademan Ulrich standesgemäß in die Haare kriegen, kommt auch noch Ingas Tochter Doro dazu – und schließlich, von Doro herbeieingeführt, Gregor (Robert Gwisdek), der Sohn von Inga und Jens.

Bei Bernhard Schlink sind es ein Dutzend Leute, die an der deutschen Familientafel sitzen. Nina Grosse hat das Personal um die Hälfte reduziert und die Dialoge um vier Fünftel. Sie hat aus Schlinks Thesenroman eine filmische Novelle gemacht, die um ein einziges unerhörtes Ereignis kreist: die Begegnung von Inga und Jens. Denn eigentlich sind all die Parolen über den Zusammenbruch des Kapitalismus und den Kampf gegen die Ausbeutung doch nur Wortkoffeti gegenüber der Frage, was einer wie Jens mit einem Leben anfangen soll, das zwanzig Jahre lang stillgestanden hat. Soll er noch mal zur Pistole greifen, die in ihrem Versteck im Plattenspieler die Zeitläufte überdauert hat? Oder zu jener Abzweigung seines Schicksals zurückkehren, an der er sich damals für den bewaffneten Kampf entschieden hat, und diesmal den anderen Weg gehen, den Weg mit Inga?

Die Szene, in der sich alles entscheidet, spielt im Wald, dem tiefen, dunklen, deutschen. Jens hat einen Hochsitz entdeckt, auf den er sich mit seinem Ekel und seiner Furcht vor Welt zurückziehen kann,

und Inga folgt ihm dorthin. Sie sei fast draufgegangen, nachdem er sie verlassen hatte, sagt sie, als sie oben sitzen. Und er entgegnet, er habe eben kein Kind gewollt, keine Familie. Aber dann, am Fuß der Leiter, küssen sie sich, eifersüchtig beäugt von Doro (Elisa Schlott), die an Jens ein backfischhaftes Interesse hat. Und so, wie Sebastian Koch und Katja Riemann das spielen, liegt alles darin, was es über das Verhältnis der beiden zu sagen gibt – der Wunsch, wiedergutmachen zu können, was damals kaputtging, die Sehnsucht nach der verlorenen Jugend, aber auch die Resignation, die Einsicht in die Unmöglichkeit, die tote Zeit wiederzuerwecken. Und so lassen sie voneinander ab. Und auch der Film lässt danach von allen Versuchen ab, die Geschichte zwanghaft zu dramatisieren, und beschränkt sich darauf, genau hinzuschauen.

Denn das ist es, was Nina Grosses „Wochenende“ Schlinks Roman und auch den meisten anderen Filmen (außer dem von Petzold) über die RAF und ihre Kinder voraushat: Hier wird keine Krise zugespitzt, keine Entscheidung gesucht, keine Lösung gefunden. Hier werden nur, ebenso präzise wie beiläufig (Kamera: Benedict Neuenfels), jene Momente festgehalten, die nie in der Zeitung stehen, weil sie die Essenz des Flüchtigen sind: die Seitenblicke, die Sprechpausen, die kleinen Ausreden, in denen die großen Lebenspläne versickern. Und als doch noch etwas Aufregendes passiert, da ist es keine Ballerei, sondern die Rache eines gekränkten Kindes an seinem Vater. Dass man sich am Schnee von gestern buchstäblich die Finger verbrennen kann, ist vielleicht keine ganz neue Erkenntnis, aber so, wie dieser Film sie vorträgt, hat man es im deutschen Kino doch noch nicht gesehen.

Die Regisseurin Nina Grosse war vor zwanzig Jahren, nach ihrem großartigen Debüt „Der gläserne Himmel“, eine Hoffnung des deutschen Films. Seither hat sie mit ambitionierten Kinoprojekten („Feuerreiter“) Pech gehabt und mit Fernsehfilmen (zuletzt „Der verlorene Sohn“) viel Lob eingeheimst. Dass beides, der Blick des Kinos und die Produktionsweise des Fernsehens, auch zusammengehen kann, weiß man längst, aber man muss es, wie hier, doch immer wieder sehen, um es zu glauben. Am Ende zählt sowieso nur, was jemand zu erzählen hat. Ob es das alles wert war, wird Jens, der Terrorist, in „Das Wochenende“ einmal gefragt. Er hält kurz inne, dann antwortet er: „Das war mein Leben.“ ANDREAS KILB

Flirtütlich

Die Menschen in diesem Land sind Zeugen einer Invasion. Nicht von Streitkräften oder eines Krankheitsregers, sondern eines Wortes. Es handelt sich um das Verb „flirren“ samt seinem Bruder „flirrend“. Längst hat es sich in den Feuilletons als neuer Königsbegriff etabliert. Was früher in Film- und Theaterkritiken für verstörend gehalten wurde, ist jetzt flirrend, was früher betörte, flirrt uns jetzt an. Wer verwendet da noch den völlig verstaubten und ohnehin eher physikalisch anmutenden Begriff „oszillierend“? Oder das unhaltbar prosaische „schillernd“? Angesichts des Siegeszugs von „flirrend“ ist ihrer aller Einsatz hinfällig geworden. Immerhin handelt es sich um eine standesgemäße Flurbereinigung, definiert der Duden „flirren“ doch als ein Verb für den „gehobenen Gebrauch“, dessen Bedeutung zwischen „unruhig“, „zitternd glänzen“ und „flimmern“ oszilliert, Pardon: changiert. Der Begriff sei vermutlich eine Vermischung von „schwören“ und „flimmern“, heißt es weiter. Und auch Beispielsätze werden angeführt: „die Luft flirrte“ etwa oder „in der flirrenden Hitze“. Dem Eindruck, das Wort geistere vor allem deshalb durch die Hitzespiegelungen des Feuilletons, weil es sich nahezu mit jedem anderen vorteilhaft verbinden lasse, soll hier aber entschieden entgegengetreten werden. Denn was ist schon ein „fröhliches“ gegen ein „flirrend frohes Ereignis“, eine „ungreifbare“ gegen eine „flirrend berückende Präsenz“? Richtig, sie sind nicht im mindesten so geheimnisumflort, so fliehend-verwoben, so auf flackernde Weise funkelnd wie ihr Gegenpart. Grundsätzlich gefragt: Was ist schon eine so profane Kategorie wie Inhalt gegen den Klang der Sprache? Es sollte niemanden kümmern, was eine „flirrend-verwehte, synthetische Streicherschraffur“ bedeutet. Es flirrte eben im Ohr des Kritikers. Und es wagt jetzt auch niemand die vermessene Behauptung, ein gut geschriebener Text sei vor allem ein gut gedachter Text. Gut geschrieben heißt gut geschrieben – und damit basta. frei

Und sie kommt doch

Reform des Urheberrechts

Wer bisher ein Buch, einen Film oder ein Musikstück veröffentlichte, obwohl dessen Urheber nicht mehr zu ermitteln war, machte sich eigentlich strafbar. Denn die Nutzung solcher „verwaister Werke“ stellt eine Rechtsverletzung dar, wenn keine Zustimmung der Urheber oder Rechteinhaber vorliegt. Hunderttausende Filme und Bücher, unentbehrliches Kulturgut, waren dadurch einer Nutzung entzogen, es sei denn, man bewege sich in einer Grauzone des Rechts. Nach langem Streit, der sich in Deutschland besonders zäh hinzog, hat das Bundeskabinett jetzt endlich einen Gesetzentwurf verabschiedet, der dieses Problem für Bibliotheken, Archive, öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalten und Museen regelt. Nur sie, weil am Gemeinwohl orientiert, dürfen diese urheberrechtlich geschützten Werke öffentlich machen und auch digitalisieren. Das Gleiche soll für vergriffene Werke gelten, die von Verlagen nicht mehr geliefert werden können. Der Gesetzentwurf sei ein Meilenstein und erleichtere den Zugang zum kulturellen Erbe, sagte Kulturstaatsminister Bernd Neumann, der sich darüber mit der zögerlichen Justizministerin immer wieder gestritten hatte. Online-Bibliotheken, wie sie die EU verlangt, etwa die „Europeana“ und die „Deutsche Digitale Bibliothek“, können nun ausgebaut werden. Rh

Heute

Kreativität? Zu spät.

Der Titel von Frank Spilkers erstem Buch erzählt mehr als mancher Roman der Konkurrenz: „Es interessiert mich nicht, aber das kann ich nicht beweisen.“ Seite 32

Improvisation? Doch, schon.

Musik für sonnige Gemüter mit Depressionen beziehungsweise fröhliche Burn-out-Opfer respektive ausgelassene Phlegmatiker: Die Growlers waren in Köln. Seite 34

Junge Eloquenz? Let's dance.

Ja, auch Gottfried Benn konnte schwärmen. Jedenfalls als Achtzehnjähriger, nämlich für die Tochter eines Lederhändlers – ein Gedicht, ein Brief, ein Fund. Seite 35

Guten Appetit? Das zieht.

Was machen viele Köche? Nein, nicht, was man denkt. Um Brei jedenfalls geht es beim Kollektiv um den dänischen Koch René Redzepi eher selten. Seite 36